

Fazit: Queering Fitness – Fitting Queerness?

»Wir wollten Möglichkeiten des Sporttreibens finden, bei denen nicht das Selbstverständnis als Lesbe und/oder frauenbewegte Frau in der Garderobe gegen die Turnhose getauscht werden muss.« (Schälicke 2003) So wird in der Jubiläumsbroschüre die Gründungsmotivation des Vereins Seitenwechsel e.V. erzählt. Diese ähnelt stark dem Werbeslogan eines aktuellen queeren Fitnessangebots in den USA: »You shouldn't have to compromise your identity in order to strengthen your relationship with your body« (buffbutch, 25.05.2018). Es findet sich also damals wie heute als zentrales Motiv eine Abgrenzung zu anderen/'normalen' Sportkontexten, welche dadurch definiert wird, dass die eigenen Räume ein authentisches (geschlechtliches beziehungsweise geschlechterpolitisches) Selbstsein ermöglichen, welches andernorts nicht möglich sei. Dieses Selbstsein ist aber mitnichten autonom und irgendwie »eigentlich«, sondern konstitutiv eingebunden in gegebene Subjektformen und milieuspezifische Körper-Selbst-Kulturen (Villa 2008b: 265), wie eben eine queere oder feministische Szene.

Die Partizipation an queerer Fitnesskultur, so hat diese Studie gezeigt, bedeutet damit nicht nur ein Queeren, ein Verändern oder gar Revolutionieren, von Fitness, sondern auch ein Einpassen – ein »Fitting in« – in bestimmte Konzepte von Queerness sowie ein Einpassen queerer Subkulturen selbst in hegemoniale Konzepte von körperlicher Selbstbestimmung, persönlicher Autonomie und des fitten Körper als happy object. Jede noch so dissidente Partizipation (Hark 2005) beeinflusst und verändert schließlich nicht nur den Gegenstand, sondern auch die Partizipierenden selbst.

Es hat sich gezeigt, dass die im Feld verbreitete Gegenüberstellung von unterwerfender Normierung und ermächtigendem Empowerment theoretisch wie praktisch nicht haltbar ist. »Tatsächlich gehen Empowerment und Normierung oft Hand in Hand. Sich Normen anzupassen, kann etwas sehr Ermächtigendes haben und Empowerment wiederum schafft (neue) eigene Normativitäten.« (Schmechel 2017b: 78) Somit existiert die widersprüchliche Überschneidung von Individualisierung und Normierung, Authentizität und Künstlichkeit, Disziplinierung und Selbstentfaltung, Freizeitspaß und planvoller Projektarbeit, die der Fitnesskultur generell zu eigen ist (Sassatelli 2010; Martschukat 2019), im Feld dieser Untersu-

chung in gewisser Weise zugespitzt. Denn die Lokalisierung innerhalb einer sich als – vor allem in Bezug auf Körperlichkeit – anti-normativ verstehenden Gemeinschaft verstärkt diese Widersprüchlichkeiten.

Die Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit sind jedoch nicht auf das spezifische subkulturelle Milieu beschränkt, welches konkret untersucht wurde. Vielmehr dient die Fokussierung auf dieses spezielle Milieu als Lupe auf verbreitete aktuelle Subjektformen und -kulturen westlicher (post- oder spät-)moderner Gesellschaften und deren Körper-Selbst-Verhältnisse.

Der emotionstheoretische Analyseansatz hat sich dabei als fruchtbar erwiesen, um gerade auch die affektiv-leibliche Ebene des Körper-Selbst-Verhältnisses zu beleuchten und aufzuzeigen, welche leitende Rolle Emotionen in den inter- und intrasubjektiven Verhandlungen um die ermöglichende und begrenzte Verfügbarkeit des eigenen Körpers spielen. Damit konnte der bisherige Forschungsstand zum Phänomen der Arbeit am eigenen Körper, spezifisch im Kontext von Fitnesssport, der dazu tendiert den Subjekten ein allzu verkörpertes und entleiblichtes Selbstverhältnis zu attestieren, gewinnbringend ergänzt werden. So wurde deutlich, dass der bearbeitete Körper eben nicht ein Gegenstand ist, der um seiner selbst willen geformt und bearbeitet wird, sondern, dass mit der Arbeit am Körper eine Palette an Gefühlen und Empfindungen – Hoffnungen, Ängste, Freuden und Begehren, Stolz und Scham – verknüpft sind, die die Körperarbeit motivieren und leiten. Arbeit am eigenen Körper, so wurde deutlich, ist immer auch Gefühlsarbeit, Arbeit am eigenen Körpergefühl.

Queere Sporträume bieten hierfür heterotope Schutz- und Entfaltungsräume, die vielen Menschen einen praktischen und emotionalen Zugang zum eigenen Körper ermöglichen, der anderswo so nicht möglich ist. Sie tragen damit zu einer emanzipativen Gestaltung der (Sport-)Welt und Gesellschaft bei. Gleichsam sind sie als Heterotopien eben keine Utopien, sondern untrennbar mit ihrer gesellschaftlichen Umwelt verbunden und produzieren – sowohl im Einklang mit dieser wie in Eigenlogik – Marginalisierungen, Normierungen und Ausschlüsse. Ein Revolutionswerkzeug sind queere Fitnessgruppen damit sicher nicht, wohl aber Inseln, die nicht außerhalb, sondern mitten im Meer der normativen Fitnesswelt zu deren Pluralisierung und Vielfaltigkeit und damit auch zu deren Wandel beitragen.